

JOAQUÍN BERGES

GESTERN
*ist ein
ferner*
ORT

ROMAN

Aus dem Spanischen von
Sybille Martin

■■■■■
BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH

Band 17856

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen



Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © Joaquín Berges, 2017

Published by agreement with Tusquets Editores, Barcelona, Spain

Titel der spanischen Originalausgabe: »Una sola palabra«

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ursula Bachhausen, Solingen

Titelillustration: © Elisabeth Ansley/Trevillion Images;

© STILLFX/shutterstock

Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Bembo

Druck und Verarbeitung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-404-17856-8

I 3 5 2 4

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für Bux
Für Marcos
Für Miguel

Für meine Mutter
Für meine Schwester

*Wir sind unsere Erinnerungen,
dieses schimärische Museum wechselnder Formen,
ein Gebilde zerbrochener Spiegel.*

JORGE LUIS BORGES

EINS

Eine Wohnung mit Terrasse

Die Frau steigt aus dem Taxi und blickt sich um, als befände sie sich auf einem anderen Planeten. Die Tür des Gebäudes ist ihr fremd. Sie erinnert sich nicht daran, dass sie seit ihrer Scheidung in diesem Haus lebt. Ihre Tochter reicht ihr den Arm und führt sie auf den Bürgersteig, während der Taxifahrer eine Tasche aus dem Kofferraum holt, die zu groß ist für eine Handtasche und zu klein für einen Koffer.

Vor dem Haus bleibt Paula stehen und blickt nach oben.

»Erinnerst du dich an deine Wohnung?«, fragt sie ihre Mutter.

Celia zögert.

»Ich erinnere mich an ein Haus, aber nicht an dieses.«

»Wie sieht es denn aus?«

»Es hat eine schmale Haustür mit vergittertem Fenster, und darüber steht in granatroter Farbe die Hausnummer vier.«

Paula überlegt kurz.

»Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir je in einem Haus mit dieser Nummer gewohnt haben.«

»Vielleicht war es eine Vierzehn oder eine Vierzig.«

»Auch nicht.«

Jemand öffnet die Tür. Die beiden fahren mit dem Fahrstuhl in die oberste Etage, wo Paula einen Schlüsselbund aus ihrer Handtasche zieht. Sie lässt ihre Mutter nicht aus den Augen, weil sie nicht weiß, woran diese sich erinnern kann und woran nicht. Der Schlüsselbund in ihrer Hand klirrt, vielleicht un-

absichtlich, vielleicht will sie aber auch sehen, ob das Geräusch irgendeine Erinnerung in Celia wachruft.

»Ich zeige dir erst mal alles«, sagt sie beim Aufschließen der Wohnungstür. »Gleich hier rechts ist dein Arbeitszimmer. Die nächste Tür führt zu deinem Schlafzimmer. Dann kommt mein Zimmer. Gegenüber ist das Bad, daneben die Küche, und ganz hinten befindet sich das Wohnzimmer.«

Celia betritt die Wohnung. In ihrer ausdruckslosen Miene zeigt sich kein Erkennen. Sie öffnet die Tür zu ihrem Arbeitszimmer und blickt sich um. Auf dem Schreibtisch liegt ein Laptop, vor einem gut gefüllten Bücherregal stehen ein Ohrensessel und eine Stehlampe. Dann wirft sie einen Blick in ihr Schlafzimmer und seufzt. Gegenüber dem Bett befinden sich zwei geschlossene Türen. Paula macht keine Anstalten, sie zu öffnen. Ihre Mutter soll die Wohnung selbst erkunden.

Celia geht langsam und wortlos durch den Flur direkt ins Wohnzimmer, in dem es zwei Ebenen gibt. Auf der einen befindet sich eine Sitzgruppe aus Leder und auf der anderen eine Essecke, auf die von links das Tageslicht fällt.

»Du musst nicht um Erlaubnis fragen, wenn du auf die Terrasse willst«, sagt Paula, als ihre Mutter sie ansieht. »Du bist hier zu Hause.«

Zusammen gehen sie hinaus. Blumentöpfe stehen auf der Brüstung, in der Mitte der Dachterrasse steht ein Tisch mit vier Stühlen. Am Himmel ziehen weiße Wolken vorüber.

»Ich erinnere mich an eine Terrasse, von der aus man das Meer sehen kann«, sagt Celia.

»Das muss das Haus am Meer sein«, meint Paula. »Erinnerst du dich an etwas Spezielles?«

»Nur, dass man das Meer sehen kann. Und zwar von überall.«

Paula legt den Kopf schief.

»Eine riesige blau glitzernde Fläche«, fügt Celia hinzu. »Ganz egal, von wo aus du schaust.«

Sie setzt sich auf einen der Stühle.

»Möchtest du etwas trinken?«

»Was trinke ich denn normalerweise?«

»Ich hole dir ein Glas Wasser.«

Paula geht mit großen Schritten in die Wohnung zurück, als hätte sie es irgendwie eilig. Celia versteht ihr Verhalten nicht. Sie weiß nicht, ob sie etwas Unpassendes gesagt hat oder ob ihre Tochter immer so hektisch ist.

»Hier«, sagt Paula, als sie mit zwei Gläsern Wasser zurückkommt und sich mit dem Rücken zur Brüstung an den Tisch setzt. »Ich weiß nicht, ob es dir bewusst ist, aber du hast dich auf deinen Lieblingsstuhl gesetzt.«

Celia legt die Hände auf die Armlehnen und mustert neugierig den Stuhl.

»Mein Hintern hat offenbar ein besseres Gedächtnis als ich«, sagt sie.

Und bestätigt damit den Verdacht, den Paula hegt, seit ihre Mutter aus dem Koma erwacht ist. Den ihr eigenen Sarkasmus hat sie nicht verloren.

»Musst du nicht arbeiten?«, fragt Celia.

»Heute nicht. Man hat mir frei gegeben.«

»Was für ein Glück.«

Sie sehen sich nicht an. Beide fühlen sich unbehaglich, weil sie wissen, dass die Stunde der Wahrheit gekommen ist. Jetzt gibt es keine Ärzte, Schwestern oder Pfleger mehr, mit denen man über Banalitäten plaudern kann, auch keine Besucher, mit denen man typische Krankenhausgespräche führt. Sie sitzen sich allein gegenüber.

»Musst du dich nicht um deine Familie kümmern?«, fragt Celia weiter. »Oder haben sie dir zu Hause auch frei gegeben?«

Paula lächelt, doch ihr Blick bleibt ungerührt.

»So ist es«, sagt sie.

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir müssen nichts machen. Wir können einfach in der Sonne sitzen.«

»Und wenn es dunkel wird?«

»Gehen wir rein und schauen fern oder lesen ein Weilchen. Ich möchte dir weiter vorlesen.«

Celia zieht die Augenbrauen hoch.

»Ich bin nicht blind«, sagt sie.

»Ich mache das gern«, erwidert Paula. »Und außerdem bin ich davon überzeugt, dass du dich viel schneller erholst, wenn du deine eigenen Worte hörst.«

»Das Buch ist so langweilig«, sagt Celia abschätzig. »Warum liest du ausgerechnet daraus?«

»Weil es dein erstes veröffentlichtes Buch ist.«

»Wie lautet der Titel?«

»*Erster Kuss*.«

Celia runzelt die Stirn und verzieht die Mundwinkel.

»Romantisch ist es aber nicht.«

»Es ist eine Sammlung von Artikeln, die du für die Sonntagsbeilage geschrieben hast. Soll ich dir ein paar vorlesen?«

Paula verschwindet im Wohnzimmer und kehrt mit dem Buch zurück.

»Das alles hast du mir schon vorgelesen?«, wundert sich Celia, als sie sieht, wie wenige Seiten hinter dem Lesezeichen noch übrig sind.

»Ich habe letzte Woche damit angefangen.« Paulas Miene verdüstert sich. »Immer nachmittags. Sag nicht, dass du dich nicht daran erinnern kannst.«

»Ich weiß, dass du mir vorgelesen hast, aber ich erinnere mich kaum an den Inhalt.«

Paula lässt die Buchseiten wie bei einem Daumenkino am Finger entlanggleiten.

»Es ist ganz normal, dass du dich nicht an alles Erinnerst«, sagt sie, ohne vom Buch aufzublicken. »Du hast ja gehört, was die Ärzte gesagt haben.«

»Und wie kommst du darauf, dass ich mich daran erinnere, was die Ärzte gesagt haben?«

»Mama«, sagt Paula lächelnd. »Lass bitte die Spielchen.«

Celia trinkt einen Schluck Wasser und lehnt sich zurück, bereit, ihrer Tochter zuzuhören, aber Paula fängt nicht an zu lesen.

»An welche Artikel Erinnerst du dich?«, will sie stattdessen wissen.

»An die, die ich im Augenblick nicht schreiben könnte.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nichts von den Themen verstehe, von denen sie handeln.«

Paula würde gern wissen, von welchen Artikeln ihre Mutter spricht, will aber keinen Streit vom Zaun brechen. Sie wippt mit den Füßen und schenkt sich die Frage. Celia nickt und zuckt mit den Schultern. Dann kneift sie die Augen zusammen, als würde sie geblendet, legt eine Hand unters Kinn und starrt Paula ausdruckslos an. Es ist ein Dialog ohne Worte.

Paula rührt sich nicht. Vermutlich versucht das Gehirn ihrer Mutter, die Erinnerungen zu sortieren und einzuordnen. Die Kollegen im Krankenhaus haben ihr erklärt, dass dieser Prozess bald einsetzen würde, und betont, sie dürfe sie keinesfalls dabei stören.

»Ich möchte mich ein wenig hinlegen«, sagt Celia kurz darauf.

Paula steht auf, um ihr zu helfen. Im Krankenhaus hat man ihr auch gesagt, dass das Wiederfinden von Erinnerungen ein anstrengender Prozess sei, der viel Kraft koste, was das Schlafbedürfnis der Patienten steigere. Sie begleitet ihre Mutter ins Schlafzimmer, setzt sie aufs Bett und zieht ihr die Schuhe aus. An die Arme ihrer Tochter geklammert legt sich Celia auf das gemachte Bett und schläft sofort ein. Paula bleibt noch ein paar Minuten im Zimmer stehen. Obwohl sie weiß, dass es dem aktuellen mentalen Zustand ihrer Mutter geschuldet ist, kann

sie einfach nicht glauben, dass sie den Inhalt ihrer Artikel vergessen hat.

Zwei Stunden später wacht Celia rundum erholt auf. Sie ist derart entspannt, dass sie Finger und Zehen bewegen muss, um sich zu vergewissern, dass sie ihr noch gehorchen. Sie erwacht oft mit der Angst, ihr Gedächtnis wiedererlangt zu haben und dafür invalide zu sein. Als sie feststellt, dass sie sich bewegen kann und nicht mehr an einem Tropf hängt, richtet sie sich auf und setzt sich auf die Bettkante. Sie ist nicht mehr im Krankenhaus.

Dann steht sie auf und öffnet eine der Türen gegenüber dem Bett. Sie führt in einen begehbaren Kleiderschrank, in dem automatisch das Licht angeht und der randvoll ist mit Kleidung, den passenden Accessoires sowie ordentlich aufgereihten Schuhpaaren. Celia streicht mit der Hand über die Kleidungsstücke, als würde sie einen Akkord auf einer Harfe spielen. Ihr Blick bleibt an einem Stapel sorgfältig zusammengelegter und nach Farben geordneter Strickjacken hängen. Sie zieht eine Schublade heraus, wühlt geistesabwesend in der Unterwäsche und erblickt sich auf einmal im Spiegel. Sie kann die Augen nicht abwenden. Sie tritt näher, reckt das Kinn und mustert ihr Spiegelbild neugierig von oben bis unten. Es kommt ihr fremd vor.

Ähnlich verwundert mustert ihre Tochter sie, als sie in einer Baumwollhose und einem T-Shirt mit großer silberfarbener Blumenstickerei auf die Terrasse tritt.

»Das sind meine Kleider in dem Schrank«, stellt Celia fest. Sie scheut sich, etwas derart Offensichtliches infrage zu stellen.

Paula traut sich nicht, darauf zu antworten.

»Nichts passt«, schimpft Celia. »Das hier ist das Einzige, was ich in meiner Größe gefunden habe.«

Sie schaut ihre Tochter an und wartet auf eine Erklärung.

»Du hast abgenommen«, sagt Paula.

Celia verschränkt die Arme vor der Brust. Die ausgiebige Siesta hat ihr den nötigen Energieschub verliehen, um von ihrer Tochter Klartext zu verlangen.

»Das habe ich dir doch schon erzählt«, sagt Paula schließlich. »Du warst zwei Monate im Krankenhaus und hast mehrere Kilo abgenommen.«

»Wie viele?«

»Zwölf.«

Celia betrachtet, der Reihe nach, ihre Arme, ihren Bauch und ihre Beine. Sie versucht zu schätzen, wie viel sie jetzt wiegt.

»Ich war wohl ziemlich dick«, lautet die Schlussfolgerung.

»Kann man so sagen, ja.«

»Habe ich zu viel gegessen oder mich nicht genug bewegt?«

»Du hast keinen Sport gemacht«, erwidert Paula und wechselt das Thema. »Ich habe uns was zu essen gemacht. Ich hoffe, es schmeckt dir.«

Sie steht auf und will hineingehen, doch Celia stellt sich ihr in den Weg.

»Setz dich. Ich muss dir was sagen.«

Paula gehorcht.

»Ich weiß nicht, was dir deine Freunde im Krankenhaus erzählt haben, aber ich möchte, dass du eins begreifst: Ich weiß ganz genau, wer ich bin.« Celia unterbricht sich und setzt sich auf denselben Stuhl wie zuvor. »Ich erinnere mich nur nicht daran, wie ich bin. Dafür brauche ich Hilfe. Du und all die anderen Menschen in meinem Leben, ihr müsst mir helfen, mich zu erinnern, wie ich mich gekleidet habe, wie ich in der Öffentlichkeit aufgetreten bin, was ich gern getan habe und welches mein Lieblingsessen ist.«

»Klar.«

»Es nützt mir nichts, wenn du mir meine Bücher vorliest, aber meine Fragen unbeantwortet lässt, also sag mir, warum war ich deiner Meinung nach so dick?«

Paula weiß nicht, wie sie sich verhalten soll. Ihre Kollegen aus der Neurologie haben ihr geraten, nachsichtig mit ihrer Mutter zu sein und ihr jegliche Aufregung oder Kummer zu ersparen.

»Ich verstehe nicht, warum du das wissen willst«, versucht sie, sich herauszureden.

»Irgendwo muss ich ja anfangen.«

Paula seufzt.

»Du hast einfach zu viel gegessen und zu wenig Sport gemacht«, sagt sie.

»Und was noch?«

»Du hast viel getrunken.«

Als wüsste sie selbst, dass Aufregung ihrer Genesung nicht zuträglich ist, schweigt Celia. Sie fragt nicht, warum sie so viel getrunken hat. Sie nickt nur und bedeutet Paula mit einem Wink, dass sie gehen kann.

»Ich habe einen Nudelsalat gemacht und ein bisschen Obst klein geschnitten«, sagt Paula, als sie mit einem Tablett aus der Küche zurückkehrt. »Du isst sehr gern Salat, obwohl ich glaube, dass du ihn normalerweise mit viel Mayonnaise oder anderen kalorienhaltigen Soßen zubereitet hast.« Scheinbar ergeben sieht Paula ihre Mutter an. »Dieser hier ist nur mit Essig und Öl angemacht«, fährt sie fort. »Bei deinem Bluthochdruck darfst du kein Salz essen.«

»Ich weiß«, antwortet Celia und schiebt, um Missverständnissen vorzubeugen, schnell hinterher: »Das liegt in der Familie. Mein Vater hatte Bluthochdruck und seine Geschwister auch.«

Paula deckt den Tisch.

»Du erinnerst dich an deinen Vater?«, fragt sie und verteilt den Salat.

Celia trinkt einen Schluck Wasser.

»Ich erinnere mich an meinen Vater, als er ungefähr so alt war wie ich jetzt.«

Dann verstummt sie, allerdings nur, um neue Kräfte zu sammeln und weiter zu bohren.

»Vermutlich ist er längst tot«, sagt sie.

Diesmal zögert Paula nicht, vielleicht hat sie Kommentare dieser Art erwartet.

»Seit über zehn Jahren.«

»An den Tod meiner Mutter kann ich mich noch erinnern«, erklärt Celia.

Paula wundert sich, dass ihre Mutter sich an den Tod der Großmutter, aber nicht an den des Großvaters erinnern kann, sagt aber nichts. Sie wagt es nicht, Fragen zu stellen oder mehr zu erzählen als nötig.

»Es ist alles sehr verwirrend«, sagt Celia, als Paula ihr Wasser nachschenkt. »Die Erinnerungen kommen und gehen, absolut chaotisch, als wäre in meinem Kopf eine Revolution ausgebrochen.«

»Das ist normal«, erwidert Paula. »Sie haben es dir doch erklärt. Es wird einige Zeit dauern, bis sich dein Gehirn regeneriert hat und du wieder alles chronologisch einordnen kannst.«

Celia nickt und stochert mit der Gabel im Salat herum.

»Wann kann ich mit deinem Bruder sprechen?«, fragt sie.

»Er hat gesagt, er würde morgen anrufen, aber verlass dich lieber nicht darauf. Er ist immer sehr beschäftigt. Außerdem ist da noch das Problem mit der Zeitverschiebung. Schmeckt dir der Salat nicht?«

»Ich habe keinen Appetit. Erzähl mir von deinem Bruder.«

»Was willst du wissen?«

»Du hast gesagt, dass er in Argentinien lebt. Was macht er da?«

Paula sieht ihre Mutter argwöhnisch an. Es kann doch nicht sein, dass alles, was sie ihr im Krankenhaus erzählt hat, schon wieder weg ist. Sie fühlt sich belauert, wie ein Häftling, der ständig sein Alibi wiederholen muss, um dessen Stichhaltigkeit zu beweisen.

»Er ist Journalist, wie du, und arbeitet für die Agentur EFE. Seit vier Jahren ist er Korrespondent in Buenos Aires und berichtet über alle möglichen Konflikte in Südamerika.«

»Aha.«

»Deshalb hat er dich kürzlich aus Kolumbien angerufen, denn an der Grenze zu Venezuela gibt es Probleme.«

»Ist er verheiratet? Liebt er seinen Job?«

Paula zuckt mit den Schultern.

»Er ist nicht verheiratet«, sagt sie und unterdrückt ein ungeduldiges Schnauben. »Und ja, vermutlich macht er seine Arbeit gern. Du kannst ihn ja selbst fragen, wenn er dich besuchen kommt.«

»Wann kommt er?«

»Keine Ahnung, aber sicher schon bald. Keine Sorge.«

Celia schweigt nachdenklich.

»Verstehen wir uns gut?«, fragt sie dann.

»Warum fragst du das?«

»Wenn wir beide Journalisten sind, ist es doch durchaus möglich, dass wir uns nicht gut verstehen. Du weißt schon, berufliche Konkurrenz.«

Paula holt tief Luft und schüttelt lächelnd den Kopf.

»Ihr versteht euch gut«, sagt sie nachsichtig. »Keine Sorge.«

Die herablassende Art ihrer Tochter gefällt Celia überhaupt nicht. Sie fühlt sich behandelt wie ein altes Mütterchen, eine Greisin, die nicht mehr selbstständig denken kann und der man immer recht geben muss. Ohne ein weiteres Wort isst sie ihren Salat auf. Anschließend pickt sie mit einem Zahnstocher ein paar Stückchen Ananas vom Obstteller und legt dann, zum Zeichen, dass sie fertig ist, die Serviette auf den Tisch.

»Das Gebräu soll ich trinken?«

Paula hat ihr eine dampfende Tasse hingestellt.

»Nach dem Abendessen trinkst du immer einen Kräutertee. Magst du ihn nicht?«

»Mit heißem Wasser habe ich es nicht so.«

»Du musst nicht, wenn du nicht magst«, sagt Paula. »Ich habe ihn gemacht, um dich an früher zu erinnern. Schließlich hast du mich darum gebeten.«

Celia folgt mit dem Blick den Dampfwölkchen, die aus der heißen Tasse aufsteigen.

»Haben die Ärzte das auch gesagt?«, fragt sie.

»Was?«

»Dass der Schlaganfall mich irgendwie verändert haben könnte.«

»Was soll ich sagen?«, antwortet Paula. »Wir haben über vieles gesprochen. Theoretisch leidest du nur an einer partiellen Amnesie. Ein Iktus muss keine organischen Folgen haben.«

Celia schüttelt entschieden den Kopf.

»Immerhin habe ich zwölf Kilo abgenommen.«

»Das ist was anderes.«

»Und ich begreife nicht, wie ich diese Artikel schreiben konnte, die du mir vorgelesen hast.«

Das weckt in Paula eine geradezu wissenschaftliche Neugier.

»Wie meinst du das?«

»Wer bin ich denn, dass ich meine Ansichten über politische Ideologien, wissenschaftliche Fortschritte, soziale Probleme, spirituelle Fragen oder geschichtliche Ereignisse äußere?«

Paula macht eine beschwichtigende Geste.

»Du bist Journalistin und hast für deine Artikel immer sorgfältig recherchiert.«

Celia begreift immer noch nicht.

»Und wie habe ich das gemacht?«

»Auf ganz unterschiedliche Art und Weise«, sagt Paula. »Du hast mit Leuten geredet, Bücher gewälzt, in Zeitungsarchiven geforscht und deine Schlüsse gezogen.« Ihre Wimpern flattern wie Fächer an einem heißen Tag. »Ich glaube, anders geht es nicht«, fügt sie hinzu.

»Vielleicht sollten wir nur über Dinge schreiben, die man nicht belegen muss«, entgegnet Celia.

»Du hast aber dein Leben lang etwas anderes getan.«

»Mein Leben lang?«

»Zumindest seit ich dich kenne.«

»Als du geboren wurdest, hatte ich schon einen guten Teil meines Lebens hinter mir.«

Paula beißt sich auf die Zunge. Sie würde gern wieder mit ihrer Mutter diskutieren, wie früher, als sie ein Teenager mit revolutionären Idealen war und ihre Mutter eine äußerst selbstbewusste Frau, der man kaum zu widersprechen wagte, aber sie weiß, dass sie sie nicht aufregen oder provozieren darf. Besser, sie steht einfach mit einem Lächeln auf und räumt den Tisch ab, als hätte sie es auf einmal furchtbar eilig.

Celia bleibt auf der Terrasse sitzen. Den Kopf in den Nacken gelegt, blickt sie in den Nachthimmel. An die Namen einiger Sternbilder, die über der Stadt zu sehen sind, erinnert sie sich. Urbane Sternbilder. Sie seufzt tief. Wie gern hätte sie sich weiter mit Paula unterhalten. Sie hat unzählige Fragen. An manches erinnert sie sich klar und deutlich, vielleicht sogar deutlicher als vor dem Schlaganfall. Doch sie hegt den Verdacht, dass sie Dinge vergessen hat, von denen sie das früher bestimmt nie gedacht hätte. Und dann sind da noch die Erinnerungen, die auftauchen und verschwinden, an die Oberfläche kommen und wieder versinken, als wäre ihr Geist eine brodelnde Flüssigkeit. Dazu die nächtlichen Träume und der morgendliche Nachhall daran, vermischt mit flüchtigen Erlebnissen aus der Vergangenheit.

Manchmal weiß sie beim Aufwachen nicht, ob das, woran sie sich erinnert, real oder nur geträumt ist, ob sie es vielleicht vor langer Zeit geträumt oder gelesen, gehört oder gedacht oder in einem Film gesehen hat. Sie weiß nicht einmal, ob Erinnerungen an einen Film als real oder als geträumt anzusehen sind.

»Willst du ein bisschen fernsehen?«

Paula ist wieder auf die Terrasse gekommen und reibt sich die Arme.

»Es wird frisch«, fügt sie hinzu. »Besser, du kommst rein.«

Celia rührt sich nicht. Ohne sich dessen bewusst zu sein, ist sie ganz sie selbst. Sie ist noch nie gern von einem Tisch aufgestanden, wenn sie nicht wusste, wohin sie wollte.

»Ich kann dir ein bisschen vorlesen«, schlägt Paula vor. »Oder vielleicht willst du ein Weilchen in deinem Arbeitszimmer in deinen Büchern und anderen Dingen stöbern.«

Celia sieht ihr in die Augen.

»Habe ich das sonst nach dem Abendessen getan?«

»Wir wohnen schon seit vielen Jahren nicht mehr zusammen«, antwortet Paula. »Deshalb weiß ich nicht, was du nach dem Abendessen machst. Außerdem isst du abends gewöhnlich nicht zu Hause.«

Celia lässt sich von ihrer Tochter aufhelfen. Ihr Gleichgewichtssinn ist gestört, und sie will nicht ins Straucheln geraten. Geschweige denn stürzen. Sie weiß, dass sie eine Last ist, und will es nicht noch verschlimmern. Also begibt sie sich in ihr Arbeitszimmer.

Paula schlägt ihr vor, sich in den Ohrensessel zu setzen.

»Ich lass dich jetzt allein«, sagt sie, als sie die Lampe neben dem Sessel einschaltet. »Ich gehe in mein Zimmer und lese. Wenn du dich hinlegen willst, ruf mich, und ich helfe dir ins Bett, einverstanden?«

Celias Blick schweift über das Regal. Es quillt über vor Büchern, Nachschlagewerken und Zeitschriften, die mit ihren Rücken Brett für Brett eine Art Mosaik bilden.

Sie steht nicht auf, verspürt aber eine gewisse Genugtuung, als sie einige Bücher erkennt, und zwar mehr, als sie erwartet hat. Wenn man die Grenzen des eigenen Gedächtnisses nicht kennt, ist dieses Gefühl wohl völlig normal. Sie erinnert sich an manche ihrer Lieblingsautoren, an den von ihr verehrten Borges, an Rulfo, Faulkner und die Nordamerikaner aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie erinnert sich an Figuren, Handlungen und Orte, die sie dank der Literatur

kennengelernt hat, ebenso wie an die Drucke in einigen Bildbänden, aber sie riskiert es lieber nicht, aufzustehen und zu überprüfen, ob es diese Drucke auch tatsächlich gibt. Sie hat Angst vor der Enttäuschung.

»Brauchst du etwas?«

Plötzlich steht Paula in der Tür. Sie trägt einen Schlafanzug mit kurzen Ärmeln, ihr Haar ist offen.

»Es ist alles gut, danke.«

»Du solltest nicht so spät ins Bett gehen.«

»Jaja.«

Paula rührt sich nicht. Sie will noch etwas fragen, findet aber nicht die richtigen Worte, um es spontan und natürlich klingen zu lassen.

»Mama ...«, setzt sie an.

»Was?«

»Erinnerst du dich an mich?«

Celias Augen werden feucht, zum ersten Mal, seit sie aus dem Koma erwacht ist.

»Natürlich«, flüstert sie überrascht, dass Paula ihr eine solche Frage stellt.

Paula ist erleichtert, will es sich aber nicht anmerken lassen. Ohne eine Miene zu verziehen, steht sie da wie eine Schauwindowsterpuppe. Oder eine Zimmerpflanze.

»Ich erinnere mich ganz genau, wie du als kleines Mädchen warst.«

ZWEI

Dasselbe Wort

Es ist schon seit geraumer Zeit hell, und ihre Mutter schläft immer noch. Das überrascht Paula, denn im Krankenhaus ist sie stets im Morgengrauen aufgewacht. Sie war schon zweimal in ihrem Schlafzimmer, um sich zu vergewissern, dass sie auch wirklich schläft. Dass sie atmet und schläft. Das hat Erinnerungen in ihr geweckt: Als ihre Tochter noch klein war, ist Paula öfter in ihr Zimmer geschlichen, um genau das zu überprüfen.

Um Punkt neun Uhr treffen Rosario und Charlie ein. Der Hund beschnüffelt alles gründlich, geradezu argwöhnisch, als wäre etwas anders, fast als wäre er beleidigt, dass er die Nacht woanders verbringen musste. Paula fand, es sei besser, wenn die Wohnung bei der Heimkehr ihrer Mutter erst einmal leer wäre. Deshalb hatte sie Rosario gebeten, ihn über Nacht mitzunehmen.

Rosario schlüpft in ihren Arbeitskittel und fegt die Blätter von der Terrasse. Das tut sie jeden Tag, besonders wenn der Herbst naht. Anschließend wird sie die Bäder putzen und das Essen kochen. Sie hat grüne Bohnen und Fisch eingekauft, wie Paula ihr aufgetragen hat. Charlie legt sich vor Celas Schlafzimmertür. Das tut er sonst nicht. Normalerweise ist sein Platz vor der Wohnungstür. Sein Kopf liegt auf den Vorderpfoten, ein Ohr ist aufgestellt. Er weiß, dass sein Frauchen wieder da ist. Er weiß nicht, dass sein Frauchen gar nicht weiß, dass sie sein Frauchen ist.

Um kurz nach zehn klingelt das Telefon. Es ist Luisa. Sie

ruft eigentlich nie auf dem Festnetzapparat an, doch diesmal bleibt ihr nichts anderes übrig, weil Celias Mobiltelefon seit zwei Monaten ausgeschaltet ist. Sie hat ihre Freundin mehrmals im Krankenhaus besucht und möchte wissen, wie es ihr gefällt, wieder zu Hause zu sein.

Charlie steht auf, streckt sich und schnüffelt am unteren Rand der Tür, dann stößt er einen hohen und sehnächtigen Laut aus. Offenbar ist Celia aufgewacht. Paula öffnet die Tür, und der Hund stürmt ins Schlafzimmer.

»Hallo, mein Schatz.«

Celia kraut mit beiden Händen den großen Hundeschädel.

»Du hast lange geschlafen«, sagt Paula, als sie ins Zimmer tritt.

»So lange auch wieder nicht.«

»Es ist schon nach zehn.«

»Ich bin sehr spät schlafen gegangen.«

Paula geht zum Nachttisch und sieht nach, ob der Plastikbecher leer ist.

»Ich habe meine Medikamente genommen, keine Sorge«, sagt ihre Mutter. »Ich war einfach nicht müde. Ich habe im Regal gestöbert und in ein paar Bücher reingelesen. Dabei ist mir so einiges eingefallen. Das hat mich wachgehalten.«

»Eine der Tabletten ist eine Schlaftablette«, sagt Paula.

Mit Unschuldsmiene bittet Celia sie, ihr aus dem Bett zu helfen.

»Manche Erinnerungen sind stärker als Tabletten«, flüstert sie ihrer Tochter ins Ohr.

Sie geht ins Bad, lehnt die Tür aber nur an. Sie möchte die Intimsphäre, die ihr zusteht, mehr nicht. Charlie wartet draußen auf sie.

»Erinnerst du dich an Rosario?«

Celia erscheint kurz darauf in derselben Kleidung wie am Vortag in der Küche.

»Nein, tut mir leid«, sagt Celia.

Dann geht sie zu ihrer Hausangestellten und streckt die Hand aus.

»Señorita.« Rosario ergreift ihre Hand und tritt dann näher, um sie mit den üblichen Wangenküssen zu begrüßen. »Ich freue mich sehr, dass es Ihnen besser geht.«

Rosario hat einen undefinierbaren mittelamerikanischen Akzent. Celia traut sich nicht, sie zu fragen, woher sie stammt.

»Ich serviere Ihnen das Frühstück auf der Terrasse«, sagt Rosario. »Dort frühstücken Sie gern.«

Celia nickt stumm, als würde sie das im Geiste notieren. Offensichtlich hat Paula die Hausangestellte instruiert. Sie geht auf die Terrasse und setzt sich auf ihren Stuhl. Charlie legt sich unter den Tisch, mit der Schnauze vor ihren Füßen.

»Orangensaft, Vollkorntoast, Haferkekse und Tee mit Zitrone«, zählt Rosario auf, was auf dem Tablett steht, das sie soeben auf den Tisch gestellt hat.

»Vielen Dank«, sagt Celia. »Aber ich hätte lieber einen Milchkaffee.«

»Das müssen Sie mit Ihrer Tochter besprechen.«

Die kommt gerade auf die Terrasse.

»Du darfst keinen Kaffee trinken«, erklärt sie. »Zumindest jetzt noch nicht. Beim Thema Ernährung sind die Ärzte sehr streng.«

Celia wendet sich an Rosario, die noch immer neben ihr steht: »Mach mir einen koffeinfreien Milchkaffee. Und nimm diese Tasse bitte wieder mit.«

Rosario wirft Paula einen Blick zu und verschwindet in der Wohnung.

»Ich habe dir doch gestern schon gesagt, dass ich kein heißes Wasser mag«, erklärt Celia, als Paula sich zu ihr an den Tisch setzt.

»Wir sollen dir doch helfen, dich daran zu erinnern, wie du früher warst.«

Celia möchte nicht streiten.

»Hast du schon gefrühstückt?«

»Vor einer Weile.«

»Musst du heute auch nicht arbeiten?«

»Keine Sorge. Ich habe noch ein paar Urlaubstage. Später fahre ich nach Hause, ziehe mich um und kümmere mich um die Kleine.«

Celia seufzt.

»Ich weiß nicht, was du vorhast, aber es ist nicht nötig, dass du hier einziehst. Mit Rosarios Hilfe und meinem kleinen Aufpasser komme ich gut allein zurecht.«

Paula hat keinen Hunger, nimmt aber einen Haferkeks und kaut darauf herum.

»Du warst zwei Monate im Krankenhaus, Mama.«

»Ich wurde entlassen.«

»Du wurdest entlassen, weil ich Ärztin bin und mich verpflichtet habe, mich um dich zu kümmern, zumindest die ersten Tage.«

Celia schmalzt mit der Zunge.

»Deshalb musst du aber nicht hier wohnen«, sagt sie. »Du kannst morgens und abends vorbeikommen. Oder anrufen.«

»Ich lasse dich nachts nicht allein.«

»Letzte Nacht hast du es getan.«

»Ich habe im Zimmer nebenan geschlafen.«

»Ich weiß. Und das so tief, dass du nicht einmal bemerkt hast, wie ich reingekommen bin und dich zugedeckt habe.«

Paula legt den angebissenen Keks auf den Teller.

»Es war kühl«, fügt Celia hinzu.

»Lass uns später weiterreden«, erwidert Paula und steht auf.

»Ich muss jetzt einkaufen. Rosario bleibt bei dir. Wenn du etwas brauchst, kannst du sie rufen. Komm, Charlie.«

Widerstrebend steht der Hund auf. Er will sein Frauchen nicht allein lassen, aber er muss mal raus. Und irgendwie spürt er, dass sein Frauchen nicht mit ihm Gassi gehen kann.

Rosario kommt mit einer Tasse Milchkaffee zurück.

»Setz dich einen Moment zu mir«, bittet Celia sie.

Der Hausangestellten fällt es sichtlich schwer, der Bitte nachzukommen.

»Ich will dich etwas fragen.«

»Was Sie wollen.«

»Warum nennst du mich Señorita?«

Rosario ist eine fröhliche, unbefangene Frau, die gern lacht, aber auch ernst sein kann, wenn es erforderlich ist.

»Soll ich Sie anders ansprechen?«

Celia hebt die Augenbrauen.

»Das weiß ich noch nicht«, sagt sie.

»Ich nenne Sie so, weil Sie alleinstehend sind«, erklärt Rosario und starrt auf ihre Hände.

»Ich bin nicht alleinstehend. Ich bin geschieden.«

»Eben.«

Celia wischt sich den Mund mit der Serviette ab und legt sie auf den Tisch. Sie lässt den Blick über die Dächer und das Antennenmeer schweifen, das sich bis zum Horizont erstreckt.

»Arbeitest du schon lange für mich?«

»Seit drei Jahren, Señorita.«

»Woher kommst du?«

»Aus Guatemala.«

»Wo genau?«

»Aus Coatepeque, kennen Sie die Stadt?«

Celia schüttelt bedauernd den Kopf.

»Verzeih, dass ich dir so viele Fragen stelle«, sagt sie. »Ich muss mich schlaumachen, um wieder ganz die Alte zu werden.«

Rosario schaut sie nachsichtig an, als wüsste sie über alles Bescheid.

»Warum siehst du mich so an?«, fragt Celia.

»Ich habe Ihnen noch nie erzählt, woher ich stamme. Ich habe nur erwähnt, dass ich aus Guatemala bin. Mehr haben Sie mich auch nicht gefragt.«

Celia stützt ihren Kopf auf die linke Hand.

»Habe ich dir einmal erzählt, woher ich komme?«

Rosario überlegt einen Moment.

»Sie sind nicht aus Madrid?«

»Ich stamme aus Zaragoza, kennst du die Stadt?«

»Nein, aber ich weiß, wo sie liegt«, antwortet Rosario, bereits im Aufstehen begriffen. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen, ich habe viel zu tun.«

Celia hebt beschwichtigend die Hände.

»Tut mir leid, wenn ich dich aufgehalten habe«, sagt sie.

»Nur eins muss ich noch wissen.«

»Ja?«

»Was tue ich morgens, wenn ich zu Hause bin?«

»Normalerweise sind Sie morgens nie zu Hause. Und wenn doch, dann ziehen Sie sich in Ihr Arbeitszimmer zurück, aber ich habe Sie auch schon hier lesen und schreiben gesehen, besonders, wenn die Sonne scheint.«

Celia nickt und winkt ihr nach. Sie möchte ihre Hausangestellte nicht weiter aufhalten. Sie möchte sich auch nicht merkwürdig verhalten. Vielleicht sollte sie in ihr Arbeitszimmer gehen und weiter die Bücher und Unterlagen in ihrem Regal sichten. Sie ist wieder zu Hause und muss so schnell wie möglich wieder die werden, die sie früher war, doch sie rührt sich nicht vom Fleck. Im Gegenteil, sie streckt die Beine aus, macht es sich in ihrem Stuhl bequem und schaut in den tiefblauen Himmel, der wirkt, als wäre er ein Meer, auf dem weiße Schaumkronen tanzen.

Dann schließt sie die Augen, aber nicht um zu schlafen. Wie im Gegenlicht ziehen hinter ihren Augenlidern flüchtige, unzusammenhängende Bilder vorüber, als würde sie träumen. Was sie keineswegs wundert. Die Ärzte haben ihr erklärt, dass ihr Gehirn jeden Moment der Ruhe nutzen würde, um sich zu regenerieren.

Kurz vor dem Mittagessen kehren Paula und Charlie zu-

rück. Der Hund hat Durst und läuft sofort zum Wassernapf, der in einer Ecke der Terrasse steht. Dann trabt er zu seinem Frauchen und lässt sich den Kopf kraulen, genau an der Stelle, wo es ihm am meisten behagt, zwischen den Augen und der Schnauze. In der Küche räumt Paula die Einkäufe in Speisekammer und Kühlschrank.

»Rosario hat mir erzählt, dass du dich den ganzen Morgen nicht von der Stelle gerührt hast«, sagt sie, als sie mit einer Tischdecke in der Hand auf die Terrasse tritt.

Celia krault weiter den Hund und antwortet nicht.

»Vielleicht magst du lieber in der Küche essen?«, will Paula wissen. »Oder am Esstisch?«

»Es ist so ein schöner Tag.«

»Dann decke ich den Tisch hier draußen.«

»Wann ruft dein Bruder an?«, fragt Celia.

Paula wirft einen Blick auf ihre Armbanduhr.

»Jetzt dürfte er gerade aufgestanden sein«, erwidert sie. »Also ruft er bestimmt am Nachmittag an, keine Sorge. Nachher kommt Luisa zu Besuch, das wird dich ablenken. Hast du Hunger?«

»Eigentlich nicht.«

»Egal. Du musst regelmäßige Essenszeiten einhalten.«

»Auch, wenn ich keinen Hunger habe?«

»Auch dann.«

Celia schweigt. Sie sagt lieber nicht, was sie von ärztlichen Vorschriften hält. Stattdessen tastet sie nach Charlie, der ihr ausgiebig die Finger leckt. Die Gesellschaft des Hundes löst ein wohliges Gefühl in ihr aus.

»Rosario hat dir gedünstete grüne Bohnen mit Zwiebeln und gebratenem Fisch zubereitet«, sagt Paula, als sie das Tablett auf den Tisch stellt.

»Und du isst nichts?«

»Nur ein paar grüne Bohnen«, sagt Paula. »Ich habe keinen großen Hunger, und Fisch mag ich nicht, wie du weißt.«

»Das wusste ich nicht«, erwidert Celia, ohne den Blick von ihrem Teller zu heben. »Aber es wundert mich nicht, denn Fisch ist auch nicht gerade meine Leibspeise. Oder doch?«

Paula sieht sie seufzend an. Sie weiß genau, dass sie ihre Mutter nicht täuschen kann.

»Nein«, räumt sie gepresst ein. »Fisch mochtest du noch nie sonderlich.«

»Dann handelt es sich also um eine ärztliche Anweisung, nicht wahr?«

»Fisch enthält Nährstoffe, die deinem Organismus guttun.«

Celia rollt mit den Augen.

»Rosinen helfen dem Gedächtnis auf die Sprünge«, sagt sie genervt. »Oder Oliven. Aber Fisch nicht.«

Paula antwortet nicht. Ohne eine Miene zu verziehen, greift sie zur Gabel und beginnt zu essen. Rosario kommt mit einer Metallstange heraus und fährt die sandfarbene Markise aus, die ihnen Schatten spenden soll. Celia fragt sich, ob Rosario bereits gegessen hat, und will sich schon danach erkundigen, unterlässt es aber. Sie möchte auf keinen Fall den Eindruck vermitteln, ihre Krankheit habe sie irgendwie verändert, auch wenn sie selbst das Gefühl hat, ein neuer Mensch zu sein, ohne Vergangenheit, weil sie die schlicht vergessen hat. Wenn sich Rosario nicht zu ihnen an den Tisch setzt, dann hat sie das früher auch nicht getan.

»Wie findest du deine Bibliothek?«, fragt Paula, als sie sich Wasser nachschenkt.

»Es gibt viele gute Bücher.«

»Darauf warst du immer sehr stolz.«

»An einige erinnere ich mich sogar«, sagt Celia.

Paula sieht von ihrem Teller auf und versucht, sich ihre Sorge nicht anmerken zu lassen.

»Eigentlich erinnere ich mich an ziemlich viele«, fügt Celia hinzu. »Die anderen werde ich noch einmal lesen müssen.«

»Wenn du willst, kann ich dir helfen.«

Celia legt ihre Gabel auf den Teller.

»Wie stellst du dir das vor?«, fragt sie. »Du liest welche und fasst sie dann zusammen, damit ich Zeit spare?«

»Ich meine, ich könnte sie dir vorlesen.«

»Ich bin dir dankbar, dass du mir im Krankenhaus vorgelesen hast.« Celia greift erneut zu ihrer Gabel. »Aber jetzt kann ich wieder selbst lesen.«

»Wie du willst.«

Rosario bringt den Wolfsbarsch, der auf dem Teller aussieht wie die weißen Seiten eines aufgeschlagenen Buchs auf einem Buchständer. Paula serviert ihr eine Hälfte.

»Aber bei etwas anderem brauche ich Hilfe«, sagt Celia, als ihre Tochter fertig ist.

Paula hat sich fest vorgenommen, sich über nichts zu wundern, selbst wenn ihre Mutter sie darum bitten sollte, die Gräten zu entfernen.

»Gestern habe ich meinen Laptop auf dem Schreibtisch eingeschaltet.«

Paula weiß, dass es keinen weiteren Computer im Haus gibt.

»Ich habe einige Ordner geöffnet und viele Fotos, Titelbilder meiner Bücher, Satzfarben und sogar Verträge mit meinem Agenten und meinem Verlag gesehen.«

»Du solltest es langsam angehen lassen«, sagt Paula.

»Ich weiß, aber es gibt ein Problem.«

»Und das wäre?«

»Es gibt einen Ordner mit dem Titel *Werke von CRA*, also meinen Initialen.«

»Das ist dein Kürzel«, erklärt Paula. »Alle deine Artikel sind mit diesen drei Buchstaben unterzeichnet.«

Celia kann sich nicht daran erinnern, aber es leuchtet ihr ein.

»Der Ordner enthält mehrere Unterordner mit einem Haufen Dateien, darin sind offensichtlich meine Artikel«, sagt sie. »Meine Rezensionen, Notizen und alle meine Bücher.«

Paula holt tief Luft.

»Und wo ist das Problem?«

»Dass ich nicht an die Dateien rankomme. Sie sind mit einem Passwort geschützt.«

Paula legt die Hand auf den Mund, als wollte sie vermeiden, etwas Unbedachtes zu sagen.

»Alle?«

»Ja, alle, die ich öffnen wollte«, sagt Celia seufzend. »Weißt du, wie mein Passwort lautet?«

Paula steht auf und macht ein paar Schritte in Richtung Wohnzimmer. Charlie beobachtet sie von seinem Platz unter dem Tisch aus.

»Ich habe keine Ahnung«, sagt sie schließlich und dreht sich zu ihrer Mutter um. »Aber ich weiß zumindest, dass es nur ein Wort ist.«

»Nur ein Wort?«

Paula geht auf sie zu.

»Du hast nur ein einziges Wort benutzt, um alle deine Dateien zu schützen.«

Verblüfft fährt Celia sich mit den Fingerspitzen über die Augenbrauen.

»Woher weißt du das?«, fragt sie und schaut zu Paula auf.

»Du hast es mir mal erzählt.«

»Und ich habe nicht erwähnt, wie dieses Wort lautet?«

»Du hast nur gesagt, dass du zum Schutz aller deiner Dateien dasselbe Wort benutzt. Du wolltest dich nicht an mehrere Passwörter erinnern müssen.«

Paula nimmt wieder Platz. Sie ist sich bewusst, wie heikel und lächerlich, in gewisser Weise sogar komisch die Situation ist.

»Zum Schutz vor wem?«, fragt Celia.

»Vielleicht vor mir. Oder Emilio. Oder Papa. Du hast deine Arbeit immer streng geheim gehalten.«

Celias Blick wandert zur Terrassentür. Manchmal beschleicht sie das Gefühl, Kandidatin der Fernsehsendung *Versteckte Ka-*

mera zu sein, und erwartet, dass gleich ihr Sohn Emilio mit einem Rosenstrauß auftaucht und sie um Verzeihung bittet.

»Hast du eine Idee, welches Wort es sein könnte?«, fragt Paula.

Celia muss der Versuchung widerstehen, aufzuspringen und ein Wörterbuch zu holen.

»Es wird etwas Spezielles sein«, mutmaßt Paula. »Der Name eines Menschen oder eines Ortes.«

»Warum?«

»Was soll es denn sonst sein?«

»Und wenn ich mir das Wort ausgedacht habe?«

»Was?«

»Ein Wort, das nicht im Wörterbuch steht.«

Paula schüttelt den Kopf.

»In dem Fall hättest du es besser irgendwo aufgeschrieben«, sagt sie ernst. »Hast du schon in deinen Schreibtischschubladen nachgesehen?«

»Wonach?«

»Hast du Tagebuch oder sowas geschrieben?«

»Ich weiß nicht«, erwidert Celia. »Habe ich?«

»Du hast nie etwas erwähnt.«

Paula legt die Hände vor das Gesicht. Sie weiß weder, wie sie ihrer Mutter helfen soll, noch, ob es ihr nicht vielleicht schaden könnte, wenn die Suche nach diesem Passwort zu einer fixen Idee würde.

»Such nach einem Heft, in dem du dir Notizen für deine Bücher gemacht hast«, schlägt sie vor und steht auf, um das Gespräch zu beenden. »Vielleicht hast du es dort notiert.«

»Gute Idee«, erwidert Celia und schnippt mit den Fingern. »Ich werde in meinem Adressbuch unter P wie Passwort nachschauen. Da finde ich es bestimmt.«

»Mama.«

»Vielleicht ist es ja auch mit einem Magneten an die Kühlschrantür gepinnt.«